

# HISTORISCHE ZEITSCHRIFT

---

BEGRÜNDET VON HEINRICH VON SYBEL  
FORTGEFÜHRT VON FRIEDRICH MEINECKE  
UND THEODOR SCHIEDER

In Verbindung mit  
**Jochen Bleicken, Knut Borchardt, František Graus,  
Erich Meuthen, Gerhard A. Ritter, Eberhard Weis**  
herausgegeben von  
**Lothar Gall**

BAND 245



R. OLDENBOURG / MÜNCHEN 1987

# KULTURKRITIK UND GERMANENFORSCHUNG ZWISCHEN DEN WELTKRIEGEN

VON

KLAUS VON SEE

**D**IE Deutschen haben es schwer mit den Ursprüngen ihrer nationalen Vergangenheit. Die ältesten Texte sind nicht genuin, stammen von lateinischen und griechischen Autoren, von Tacitus, Ammianus Marcellinus oder Prokopios, und wenn man nach steinernen Zeugen sucht, muß man sich meist mit keltischen und römischen Hinterlassenschaften begnügen: mit der „Igeler Säule“, die der Humanist Willibald Pirkeimer zuerst untersuchte, mit dem „oppidum“ bei Manching, von dem man seit 1888 weiß, daß es keltisch ist, oder mit der „Saalburg“, einem Limeskastell, das Kaiser Wilhelm II. – *faute de mieux* – wiederaufbauen ließ. Die genuin germanischen Denkmäler pflegt man sich dazu in großen Teilen vom Altnordischen zu erborgen – Runensteine und Texte zur Mythologie, zur Heldensage, zur bäuerlichen Sitte und Lebensform –, wobei man gern ignoriert, daß die Edda und die Sagas nicht Zeugnisse des germanischen Altertums sind, sondern des skandinavischen Früh- und Hochmittelalters, aufgezeichnet erst lange nach der Christianisierung. Germanenforschung ist deshalb ein schwieriges Terrain für die Geschichtswissenschaft, zugleich aber auch und aus denselben Gründen ein fruchtbarer Nährboden für nationale Vorurteile, politische Heilslehren und pseudoreligiöse Weltanschauungen.

Ob es so etwas wie einen politischen „Sonderweg“ der Deutschen gegeben habe – erklärbar aus dem Fehlen einer bürgerlichen Revolution und dem Fortbestehen vorindustrieller Machteliten –, darüber ist neuerdings viel gestritten worden.<sup>1)</sup> Schneller einigte

Leicht erweiterte Fassung eines Vortrags, den ich am 4. Oktober 1985 vor der „Historischen Kommission“ in Berlin gehalten habe.

<sup>1)</sup> Vgl. etwa *B. Faulenbach*, Deutscher Sonderweg, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 33/1981, S. 3–21; *K. D. Bracher* in: *Deutscher Sonderweg – Mythos oder Realität?* (Kolloquien des Inst. f. Zeitgesch.), Wien 1982, S. 46–53,

man sich auf den Begriff eines deutschen „Sonderbewußtseins“, von dem sich allerdings zunächst nur sagen läßt, daß es sich um ein ziemlich diffuses, schwer definierbares Ideenkonglomerat zu handeln scheint, das im Laufe der Zeiten zusammenwächst, seine volle politische Aktualität aber erst mit dem Schock des Jahres 1914 gewinnt: „Eins vor allem sehen wir doch als gegenwärtig“, erklärt zu Beginn des Ersten Weltkrieges der Literaturhistoriker Ernst Berttram, der Freund Thomas Manns, „die ungeheuerliche, wahrhaft tragische und dennoch triumphierende Vereinsamung des deutschen Wesens in der Welt.“ Daher dann die pointierten Versuche, die „Ursachen des Deutschenhasses“ zu ergründen, die politisch-kultu-

dazu *H. L. Müller* in: *Deutschland-Archiv* 15, 1982, S. 378–383. Es fällt dem Nicht-Historiker auf, daß sich die „Sonderweg“-Diskussion allzu selbstgenügsam auf Material der Politik-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte beschränkt. So wirkt Brachers Begriff des „Sonderbewußtseins“ notwendigerweise etwas wolkig, und es kann – wie bei Müller (S. 383) – zu dem Fehlurteil kommen, der Begriff taue überhaupt wenig, weil er „den Nachteil“ habe, „daß er zu sehr auf das Denken intellektueller Eliten abhebt“. Namen aber wie Dahn, Freytag, Scherer, Thode, Lichtwark, Diederichs – um nur einige beliebige zu nennen – können andeuten, daß das „Sonderbewußtsein“ in allen seinen Facetten über wirkungsvolle „Multiplikatoren“ verfügte. Und wo bleiben die Lebensreformbewegung, die bündische Jugend, die Jahnschen Turnerschaften, der Mittgart-Bund, die Fidus-Gemeinde? – Unstritten ist ferner der Begriff der „Kontinuität“: Dahrendorfs ironisches Wort von den „Tacitushypothesen“, das *T. Nipperdey* in *HZ* 227, 1978, S. 92f., zustimmend zitiert, polemisiert nur gegen eine naiv-oberflächliche Form der Annahme von langwirkenden Kontinuitäten, wie sie besonders in der Zeit nach 1945 im Schwange war. Offene Türen scheint mir daher Nipperdeys Argument einzurennen, „das Luthertum im demokratischen Skandinavien“ habe sich nicht zu der „unpolitischen Innerlichkeit“ entwickelt, wie sie für die Deutschen typisch sei (S. 92). Denn es geht ja nicht darum, Luther als Verursacher von Fehlentwicklungen, als „Weichensteller“, haftbar zu machen, sondern es geht darum, die Wandlungen und Spielarten der deutschen „Luther-Ideologie“ – so etwa auch den Festvortrag von Max Lenz zum Kaisergeburtstag 1894 über „Luthers Lehre von der Obrigkeit“ – als jeweils zeitbedingte Neuverwertungen von Ideenkomplexen zu deuten, die oft nur noch mittelbar oder gar nicht mehr auf Luther selbst zurückzuführen sind. Offenbar ist Nipperdey hier zu sehr fixiert auf seine berechtigte Gegnerschaft zu H.-U. Wehler und dessen „kritische Kontinuitätshistorie, die das Frühere vom Späteren her erklärt“ (S. 103). Sollte es nicht einen Mittelweg geben, d.h. sollte es nicht möglich sein, gewisse kontinuierliche Motive und Denkformen zur Vorgeschichte des Jahres 1933 zu zählen, ohne daß sie deshalb gleich als „präfaschistisch“ qualifiziert sind?

relle Isolation zu legitimieren, sich im eigensinnigen Trotz vom Fremden abzugrenzen und aus der Not der Niederlage die Tugend einer „germanischen Wiedererstehung“ zu machen.<sup>2)</sup>

Mit der stabreimenden Formel „Händler und Helden“, dem Titel einer 1914 erscheinenden Streitschrift, aktiviert der Nationalökonom Werner Sombart sogleich auf einprägsamste Weise eine alte, schon in der humanistischen Tacitus-Rezeption begründete Germanen-Ideologie, die den Germanen und Deutschen dadurch charakterisiert, daß sie ihn zum Antityp des Römers, des Galloromanen und schließlich des Westeuropäers macht: Heldisch, treu, gemütvoll und gemeinschaftsgebunden ist der eine, weil der andere juristisch und ökonomisch begabt, intellektualistisch und individualistisch ist. Mag sein, daß der Ethnologe in solchem antithetischen Schema ein allgemeingültiges Phänomen erkennt: Ein Volk, das von einem höher entwickelten Nachbarvolk zivilisiert wird, sucht sich irgendwann aus der Bevormundung zu lösen, indem es ein Selbstbewußtsein forciert, das gerade solche Werte in sich entdeckt, die nicht rezipiert und von Natur aus auch gar nicht rezipierbar sind, moralische Werte also, Werte des Gemüts und nicht des Intellekts. Die Berufung auf die ‚Germania‘ des Tacitus gibt dieser Germanen-Ideologie dazu noch eine spezielle Note: Erscheinungsformen, die eigentlich nur charakteristisch sind für einen frühzeitlichen, primitiven Gesellschaftszustand, werden zu dauerhaften, wesensmäßigen Eigenschaften umgedeutet – daher der angeblich typisch germanische Heldensinn, die Hochschätzung der Gastfreundschaft und das Paradoxon der ewigen Jugend. Andersherum formuliert: Die schlechtere zivilisatorische Position wird zum Ausdruck der besseren Tugend.<sup>3)</sup>

Auch die Kriegspropaganda der Westmächte bezieht ihre Waffen aus dieser alten Rüstkammer, wobei es ein glücklicher Zufall

<sup>2)</sup> E. Bertram, *Wie deuten wir uns?*, in: ders., *Dichtung als Zeugnis*. Bonn 1967, 119–135, Zit. 124. Vgl. M. Scheler, *Die Ursachen des Deutschenhasses*. Leipzig 1917; M. Hirschfeld, *Warum hassen uns die Völker?* Bonn 1915; *Germanische Wiedererstehung*. Ein Werk über die germanischen Grundlagen unserer Gesittung. Hrsg. v. H. Nollau. Heidelberg 1926.

<sup>3)</sup> K. von See, *Deutsche Germanen-Ideologie vom Humanismus bis zur Gegenwart*. Frankfurt am Main 1970, 9 ff.; ders., *Die Ideen von 1789 und die Ideen von 1914*. Frankfurt am Main 1975, 8 ff. Zur Auseinandersetzung mit dem ideologiekritischen Modell ders., „Spätfrüchte der 1968er-Bewegung“, in: skandinavistik 15, 1985, 141–156.

will, daß sie das antike „Barbaren“-Klischee mühelos auffüllen kann mit Schlagworten, die ihr das deutsche Lager selber liefert: mit Nietzsches „blonder Bestie“ und mit Kaiser Wilhelms „Hunnen“ – letzteres Schlagwort übrigens „hausgemacht“ nicht so sehr durch die Bremerhavener Rede Wilhelms II. als vielmehr durch die anti-monarchische Agitation in der sogenannten China-Debatte des Deutschen Reichstages 1901.<sup>4)</sup>

Mit dem „Barbaren“ hat es allerdings eine eigene Bewandnis. Schon vor dem Ersten Weltkrieg hatte ihn die Zivilisationskritik – wohl nicht zuletzt unter Nietzsches Einfluß – gesellschaftsfähig gemacht: „Wenn der Mensch in seiner Form keinen Atem mehr hat, dann küßt er gleichsam die Erde, um Kraft aus ihr zu saugen, und kehrt zum Anfang zurück“, heißt es 1912 in einem Essay, der den Titel ‚Barbaren‘ trägt und dessen Autor der Wiener Theaterkritiker Hermann Bahr ist. Wenige Jahre später wird diese zivilisationskritische Metapher zum Wertbegriff der völkischen Ideologie, als Karl Scheffler, einflußreichster Kunstkritiker der spätwilhelminischen und Weimarer Zeit, sich 1917 ausdrücklich zum „Barbarischen“ als einem dauerhaften Charakteristikum des Germanisch-Deutschen bekennt: „Ein Volk wird mit der Bestimmung zum Barbarischen oder zum Kultivierten geboren.“<sup>5)</sup> Was aber ist das „Barbarische“ als germanisch-deutsche Lebensform? Die Antwort können zwei andere Modewörter dieser Zeit geben: das „Faustische“ und das „Gotische“.

„Faustisch“ wird recht eigentlich populär erst 1918 durch Oswald Spenglers Kulturtheorie. Für Spengler ist „faustisch“ die Kultur der „Herrenmenschen“, der „Tatsachenmenschen großen Stils“ – eine Kultur, deren Anfänge er gelegentlich auch „Eddazeit“ nennt und mit den Wikingern assoziiert. Schon vorher, 1916, hatte Werner Sombart den Geist des Kapitalismus, den Unternehmergeist, als „Faustens Geist“ bezeichnet, und wenn man seinem Sohn Nicolaus Sombart glauben darf, soll er sich sogar mit Spengler um den Prioritätsanspruch gestritten haben. Wie dem auch sei: Die völkische

<sup>4)</sup> Zur „blonden Bestie“ *K. von See*, Der Germane als Barbar, in: *Jb. f. Internationale Germanistik* 13/1, 1981, 42–72, speziell 70 mit Anm. 60, zum „Hunnen“ und zur China-Debatte ebd. 69f. mit Anm. 58, 59.

<sup>5)</sup> *H. Bahr*, *Barbaren*, in: ders., *Essays*. Leipzig 1912, 2. Aufl. 1921, 137–148, Zit. 139; *K. Scheffler*, *Der Geist der Gotik*. Leipzig 1917, 2. Aufl. 1919, 51f.

Ideologie hat mit solchen Definitionen wenig zu schaffen, denn ihr stehen das Politische und das Ökonomische ziemlich fern. Für sie ist das „Faustische“ die selbstgerechte Stilisierung des zivilisatorisch Unfertigen zum jugendlich Schöpferischen, also eigentlich die pathetische Umschreibung eines Mankos – wie es Thomas Mann im ‚Doktor Faustus‘ den Hallenser Kommilitonen Konrad Deutschlin sagen läßt: „Hast du nie vom deutschen Werden gehört, von deutscher Wanderschaft, vom unendlichen Unterwegssein des deutschen Wesens? Wenn du willst, ist der Deutsche der ewige Student, der ewig Strebende unter den Völkern.“ Was Thomas Mann hier als „völkische“ Phrasenhaftigkeit ironisiert, spricht Bertram 1915 – im schon zitierten Essay – allen Ernstes aus: „Der Haß gegen uns“ sei „in seinem metaphysischen Grunde der Haß alles Gestalteten gegen das noch nicht Gestaltete, des Fertigen gegen das zukunftsfruchtig werdende.“<sup>6)</sup>

Etwas konkreter ist da schon der Begriff des „Gotischen“, obwohl nicht eigentlich der künstlerische Stil gemeint ist, sondern eher der Geist oder gar der Menschentyp, der diesen Stil zu schaffen vermag. Über seine Islandreise 1910 schreibt der Verleger Eugen Diederichs an Hermann Löns: „Das Wichtigste war mir, den Menschen der gotischen Zeit in der Gegenwart zu erleben, der auf materielle Kultur verzichtet, den Körper vernachlässigt und ein spirituelles Leben führt.“ Holz und Wald werden zum Inbegriff dieser Spiritualität – schon Tacitus und Montesquieu assoziieren sie dem Germanentum, und sogar noch in der Stilisierung Bismarcks zum „Alten im Sachsenwald“ zeigt sich eine Spur dieser Wald-Ideologie: „Nicht in Dom oder Fürstengruft“ soll Bismarck begraben sein, dichtet Fontane, sondern „tief, tief im Walde; Widukind läßt ihn zu sich ein ...“. Und wie hier der „Wald“ den „Dom“ vertritt, so meinen im ganz konkreten Sinne schon die Italiener des Quattrocento, daß die deutsche Baukunst, die *maniera Tedesca*, sich aus der primitiven Laubhütte der germanischen Wälder entwickelt habe, weil die oben zusammengebundenen Äste die Form des Spitzbogens ergeben. Die deutschen Romantiker greifen diese Vorstellung der gotischen Architektur als einer Imitation des Waldes begeistert auf und

<sup>6)</sup> W. Sombart, *Der moderne Kapitalismus*, I/1. München/Leipzig 1916, 3. Aufl. 1919, 327; N. Sombart, *Jugend in Berlin*. München/Wien 1984, 45; Th. Mann, *Doktor Faustus*. Frankfurt am Main 1960, Kap. XIV, 128; Bertram, *Dichtung als Zeugnis* (wie Anm. 2), 126.

fassen sie als Ausdruck germanisch-deutschen Naturempfindens. Aus dieser Tradition heraus versucht dann der Wiener Kunsthistoriker Josef Strzygowski seit der Jahrhundertwende, die Genealogie der Gotik von der Holzkonstruktion des friesischen Bauernhauses über die norwegischen Stabkirchen bis zu den französischen – oder wie es hier richtiger heißen muß: bis zu den fränkisch-normannischen – Kathedralen zu entwickeln. Was dem Norden das Holz, das soll der mediterranen „Machtkunst“ der Steinquader sein. „Aus dem Walde“ sei „die Seele der deutschen Kunst hervorgetreten“, schreibt selbst noch der politisch unverdächtige Wilhelm Waetzoldt, bis 1933 Generaldirektor der Staatlichen Museen Berlins.<sup>7)</sup>

Längst ist in allen diesen Spekulationen die alte, immerhin noch historisch begründete Römer-Germanen-Antithese zu einer universalen ausgeweitet, zu einem pseudo-religiösen, manichäisch anmutenden Dualismus. Als weltanschaulich gut verwertbar bietet sich hier der Begriff des „Nordischen“ an: zunächst deshalb, weil er sich wegen seiner Unschärfe – im Gegensatz zum „Germanischen“ oder auch „Indogermanischen“ – willkürlich füllen läßt, dann auch deshalb, weil er von vornherein zur Polarisierung strebt, weil man ihn nicht denken kann, ohne sogleich seinen geographischen Gebirgsbegriff mitzudenken. Sogar Thomas Mann läßt sich hiervon faszinieren, wenn er dem „Mittelländisch-Plastischen“ das „Nordisch-Musikalische“ gegenüberstellt, zur Gotik also die Musik als spezifische, weil ebenfalls gestaltlose Kulturleistung des Nordischen fügt – „Musiker ..., wie es sich für Nordmensen von selbst versteht“, heißt es ein anderes Mal, wo Wagner mit Ibsen verglichen wird.<sup>8)</sup>

Diese eigentümliche Art, in ewigen, unwandelbaren, biologisch begründeten Antithesen zu denken, verlangt nun offenbar auch nach einem ganz eigenen Geschichtsbild. Und gerade nach 1918 ist

<sup>7)</sup> Zur „Gotik“ *E. Diederichs*, *Leben und Werk. Ausgewählte Briefe und Aufzeichnungen*. Jena 1936, 180; *J. Schlosser*, *Präludien. Vorträge und Aufsätze*. Bonn 1927, 278; *G. Weise*, *Das Schlagwort vom gotischen Menschen* (1931), wiederabgedr. in: ders., *Beiträge zur Kunst- und Geistesgeschichte des Mittelalters*. Stuttgart 1964, 69–103; *J. Strzygowski*, *Kunstgeschichte als Kampfmittel gegen das eigene Volkstum*, in: *Der Weg. Deutsche Blätter für Österreich* 2, 1934, 38–41; *ders.*, *Aufgang des Nordens. Lebenskampf eines Kunstforschers um ein deutsches Weltbild*. Leipzig 1936, 45 ff.; *W. Waetzoldt*, *Schöpferische Phantasie. Essais und Glossen*. Wiesbaden 1947, 8.

<sup>8)</sup> *Th. Mann*, *Adel des Geistes*. Frankfurt am Main 1959, 412 u. 348.

ein Geschichtsbild vonnöten, das erklärt, wie es geschehen konnte, daß ein so hochentwickeltes Kulturvolk wie das deutsche den Krieg verlor. Man braucht – in Arthur Hübschers Worten – die „Selbstbestätigung innerer Überlegenheit über die Sieger, die es nicht hätten sein dürfen“. Weder das christliche noch das aufklärerische Geschichtsbild taugt hierzu: Beide setzen einen zielgerichteten, geregelten Geschichtsverlauf voraus – entweder nach dem göttlichen Heilsplan oder nach dem Fortschrittsprinzip. In beiden kann daher die Niederlage von 1918 keinen Platz haben. Statt dessen greift man zu einer Geschichtsidee, in der das „Schicksal“ die höchste Instanz ist.

„Im Zwange der Welt  
weben die Nornen:  
sie können nichts wenden noch wandeln“,

heißt es schon in Wagners ‚Ring des Nibelungen‘, und der führende NS-Pädagoge Ernst Krieck beruft sich, um einen solchen „Schicksalsglauben“ als genuin germanisch zu erweisen, ausdrücklich, aber kaum zu Recht auf die isländische Saga: „Nur an einem einzigen Punkt, nämlich auf Island“, seien die Germanen „zur Vollendung ihres eigentümlichen Geschichtsbildes gelangt“. Notwendig ist diese Legitimation freilich nicht, denn ohnehin kann eine Ideologie, die den Geschichtsverlauf geprägt sieht von einer ständigen Auseinandersetzung des Eigenen mit dem Fremden, in den Ereignissen keinen Plan, keine Entwicklung erkennen, sondern nur die ewige Abfolge von Situationen der Bedrohung und des Überstandenshabens: „Die Unausragbarkeit dieses Kampfes ist“, wie Bertram sagt, „seine strenge Tragik ... Kein Friedensstiftertum wird ihn beenden.“<sup>9)</sup>

<sup>9)</sup> A. Hübscher, Erlebt – gedacht – vollbracht. Erinnerungen an ein Jahrhundert. Bonn 1983, 84; E. Krieck, Germanische Grundzüge im deutschen Geschichtsbild, in: HZ 159, 1939, 524–537, Zit. 524, 530. Über Heideggers Freiburger Rektoratsrede 1933 mit dem „gewaltsam verdrehten“ Plato-Zitat „Alles Große steht im Sturm“ K. Löwith, Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933. Stuttgart 1986, 33 ff. Zum Schicksalsbegriff in der Philosophie auch O. Becker, Nordische Metaphysik, in: Rasse 5, 1938, 81–92, bes. 85, 87; E. Bertram, Norden und deutsche Romantik. Rede 1925 in der Universität Kopenhagen, in: ders., Deutsche Gestalten. 2. Aufl. Leipzig 1935, 168–191, Zit. 170. Auf diese Bertram-Rede stützt sich offensichtlich der preußische Kultusminister C. H. Becker in seiner Eröffnungsrede zur „Nordisch-Deutschen Woche“ in Kiel am 15. Juni 1929, einem bedeutenden kulturpolitischen Ereignis; vgl. Deutschland und der Norden. Hrsg. v. C. Petersen. Bres-

Dem völkischen Selbstgefühl schmeichelt dieses Geschichtsbild dadurch, daß ihm ein bestimmter Menschentyp zugeordnet wird: Wie zum christlichen und aufklärerischen Geschichtsplan der Staatsmann, der Politiker, der Diplomat und auch der Bürger gehören, so gehört zur germanischen Schicksalsvorstellung der „Held“, also ein längst anachronistischer Menschentyp. Und wie – in Kriecks Worten – das Geschichtsbild des Westens geprägt ist von „Rationalität und Sekurität“, so liegt nach angeblich germanischem Verständnis der Sinn der Geschichte letztlich in nichts anderem als in der Formung eines Menschentums, das sich dem unerbittlichen Schicksal stellt und sich selbst noch im Untergang durch die heroische „Tat“ bewährt. Die seinerzeit vielzitierte Hitler-Sentenz „Wer ein Volk retten will, kann nur heroisch denken“ ist nicht etwa eine rhetorische Leerformel, sondern der präzise Ausdruck dieser Geschichtskonzeption. „Nur der Held hat ein Schicksal“, erklärt schon 1920 der Rassenkundler Hans F. K. Günther in seinem Buch ‚Ritter, Tod und Teufel‘, dessen Untertitel ‚Der heldische Gedanke‘ die traditionelle Mißdeutung des Dürerschen Kupferstiches verrät.<sup>10)</sup>

Vom „Schicksal“ und „Schicksalhaften“ ist während der zwanziger Jahre bis zum Überdruß die Rede, und wer diese Idee noch pathetisch steigern will, spricht von der „Not“, der „deutschen Not“. Richard Wagner wird daran nicht ganz unschuldig sein. „Sehrende Not ... drängt zu Tat und Tod“, singt Siegmund, als er sein Schwert „Notung“ tauft, und Wotan kündigt: „Not tut ein Held“. Als Ludwig Roselius – Kaffeeabrikant und Erfinder des coffeinfreien „Kaffee HAG“ – 1933 sein „Erstes Nordisches Thing“ in die Bremer Böttcherstraße beruft, spielt er auf den „Meister von Bayreuth“ an, indem er vom Alberich-Fluch spricht, der „die freien Nordländer“ zu Sklaven der modernen Zivilisation mache. Und er fährt

lau 1931, 99–103. Ähnliche Gedanken wie Bertram äußert *Alfred Rosenberg* in seinem ‚Mythus des 20. Jahrhunderts‘. 7. Aufl. München 1933, 40f.: Die Völker der nordischen Rasse „haben sich nicht ... ‚entwickelt‘, sondern sie haben sich entweder behauptet, sind zersetzt oder unterjocht worden.“

<sup>10)</sup> *H. F. K. Günther*, Ritter, Tod und Teufel. Der heldische Gedanke. München 1920, 5. Aufl. 1937, 8. Zu Dürers Kupferstich *H. Schwerte*, Faust und das Faustische. Ein Kapitel deutscher Ideologie. Stuttgart 1962, 243 ff.; zu Günther *L. Stengel von Rutkowski*, Hans F. K. Günther, der Programmatischer des Nordischen Gedankens, in: Nationalsozialistische Monatshefte 6, 1935, 962–997, 1099–1114.

dann fort: „Ein Gott schuf uns die Not. – Das neidliche Schwert – wir schaffen es selbst.“ Ein neuer Siegfried wird die Rettung bringen – daher das Motto des Things: „Not heißt Sieg“!<sup>11)</sup>

Das alles klingt recht martialisch, hat mit realer Politik aber wenig zu tun. Vielmehr ist schon seit dem fin de siècle jede Hinwendung zu den Germanen mehr oder weniger eng mit Tendenzen des Rückzugs aus der Zivilisation – mit dem Bedürfnis nach Lebensreform und nach religiöser Erneuerung – verbunden. Der Kunsthistoriker Henry Thode, ein Schwiegersohn Cosima Wagners, läßt 1885 in seinem großen Franz-von-Assisi-Buch aus einer „von Vielen empfundenen gleichen Not“ die religiösen Volksbewegungen und aus ihnen wiederum die großen Einzelleistungen der Renaissancekunst hervorgehen. Später überträgt er diese These auf den lutherischen Protestantismus, indem er in ihm die „Kraft germanischer Innerlichkeit“ wirken sieht, der die Deutschen ihre „Dichterbherrlichkeit“, ihre Philosophie und ihre Musik verdanken. Nicht nur das Vokabular der völkischen „Not“ und der „Innerlichkeit“ findet sich in dieser Bayreuther Botschaft, sondern auch die Vorstellung vom genialen Individuum als einer Schöpfung des völkischen Kollektivs und vom Ursprung der Kultur im religiösen Gefühl. Protestantische Theologen und Philosophen werden dann – nach einem Wort Max Schelers – zu „besonderen Erbpächtern“ dieser Innerlichkeit. So erklärt der Dichterpastor Gustav Frenssen in seinem –

<sup>11)</sup> Die „Not“ stammt schon aus der Kapitalismus-Kritik des 48er-Revolutionärs Wagner: Ein Gedicht von 1849 feiert sie als „strenge Gottheit“, deren Fackel alle Stätten des „Mammonsdienstes“ zu Asche brennen soll. In den Musikdramen ist sie dann das Verlangen der egoistischen, männlichen Intelligenz, durch das unbewußte „Reinmenschliche“ erlöst zu werden. Leicht läßt sich dieser Begriff später – in Frontstellung gegen die westliche Zivilisation – im Sinne völkischen Schicksals deuten. So bei *L. Roselius*, Begrüßungsansprache, in: Erstes Nordisches Thing in der Böttcherstraße zu Bremen. Rufer des Things: Ludwig Roselius. Bremen 1933, 7–13, Zit. 8. Über Roselius als einen bedeutenden Wirtschaftsmanager, dem es als einem der ersten gelang, einen Konsumartikel zum Markenartikel zu machen, vgl. Reichshandbuch der deutschen Gesellschaft 2, 1931, 1558 f. Zu „Schicksal“ und „Held“ *H. F. K. Günther*, Der Nordische Gedanke unter den Deutschen. München 1925, 65 ff.; *L. F. Clauss*, Die nordische Seele. Artung, Prägung, Ausdruck. 2. Aufl. München 1932, 41.

größtenteils um 1930 geschriebenen – ‚Lebensbericht‘, er sei ‚als Nordischer vergrübelt‘ und ‚keusch in Dogmen‘.<sup>12)</sup>

Ein dogmenloses Christentum propagiert auch Arthur Bonus, der 1904 sein Pfarramt in Luckenwalde bei Berlin aufgibt, um fortan als Kulturschriftsteller in Fiesole zu leben. Und von ihm wiederum ist Eugen Diederichs beeinflusst, den man einen ‚Verleger der deutschen Innerlichkeit‘ genannt hat. Allerdings ist Diederichs kaum ein ‚Vergrübelter‘, eher schon ein Ekstatiker und geradezu der Prototyp eines unermüdlichen Sinnsuchers: Die Geburtsstunde seines Verlages erlebt er 1896 im Malatesta-Tempel in Rimini, wo sich ihm die christliche Lehre als renaissancehafter ‚Kultus des Schönen und der Liebe‘ offenbart. Religion ist für ihn – und er schlägt damit schon eine Brücke zu Vorstellungen, von denen später noch zu sprechen sein wird – in erster Linie ‚Erlebnis‘ und ‚Willenssteigerung‘: ‚Wir Germanen wollen den Helden‘ – was heißen soll: nicht den gebildeten ‚Vielwesser‘, sondern in der Abwehr von Materialismus und Amerikanismus ‚unsere Kräfte stark und rein erhalten‘. Diederichs zitiert dazu eine Formel Bergsons: ‚simplifier la vie‘. In diesem Sinne ist er auf der ständigen Suche nach ursprünglich-lebendigen Gemeinschaftsformen, steht auch im Kontakt mit der ‚bürgerlichen Linken‘ und liebäugelt mit sozialistischen Modellen, will aber vor allem ‚eine neue Art Festkultur schaffen‘, führt deshalb den ‚altgermanischen Brauch der Sonnenwendfeier‘ wieder ein, inszeniert quasi-religiöse Kultspiele und läßt ‚Eddastoffe für die Jugendbewegung zu Aufführungen‘ herrichten.<sup>13)</sup>

<sup>12)</sup> H. Thode, Die Kunstentwicklung und das Genie, in: *Cosmopolis* 7, 1897, 841–857, Zit. 841 f.; *ders.*, Kunst, Religion und Kultur. Ansprache an die Heidelberger Studentenschaft. Heidelberg 1901, 8 f. Vgl. auch W. Schüler, Der Bayreuther Kreis. Von seiner Entstehung bis zum Ausgang der Wilhelminischen Ära. Wagnerkult und Kulturreform im Geiste völkischer Weltanschauung. Münster 1971. M. Scheler, Von zwei deutschen Krankheiten (1919), in: *ders.*, Nation und Weltanschauung. Leipzig 1923, 147–174, Zit. 160. ‚Innerlichkeit‘ nennt Scheler, 154, ‚eine der unerträglichsten Wortbildungen neudeutschen Sprachgebrauchs‘; G. Frenssen, Lebensbericht. Berlin 1941, 164, 131.

<sup>13)</sup> E. Diederichs. Leben und Werk. Ausgewählte Briefe und Aufzeichnungen. Hrsg. v. L. von Strauß und Torney-Diederichs. Jena 1936, 300 (Bonus), 204, 257 (Religion), 189 (Held), 19, 217 ff., 263, 285 (Festkultur), 415 (Eddastoffe); E. Diederichs. Selbstzeugnisse und Briefe von Zeitgenossen. Hrsg. v. U. Diederichs. Düsseldorf/Köln 1967, 19 (Innerlichkeit), 33 (Rimini), 40,

Auch sonst wirken Germanentümelei und dogmenlose Religiosität vielfach in die lebensreformerischen Zirkel hinein und tragen dazu bei, ihren Hygiene- und Rohkostprogrammen den Charakter von Heilsbotschaften zu geben. So gilt die Obstbaukolonie „Eden“ bei Berlin – 1893 von anarcho-sozialistischen und antisemitischen Vegetariern gegründet – als „Probstätte für die Wirksamkeit des germanischen Bodenrechtes in unserer Zeit“. Und Fidus, der Zeichner nordischer Licht- und Edelmenschen, ist nicht nur Mitglied der „Germanischen Glaubensgemeinschaft“ – viele seiner Zeichnungen sind Entwürfe monumentaler Tempelbauten –, sondern unter dem Einfluß seines Mentors Diefenbach auch Anhänger des Vegetarismus und der Freikörperkultur. Bis zu ihrem Ende hin haften der Germanen- und Rassenideologie daher die Spuren sektiererischer Verschrobenheit an: Noch auf dem Höhepunkt des Zweiten Weltkrieges, im Herbst 1942, beschäftigt sich der Reichsführer-SS Heinrich Himmler angelegentlich mit der „Pellkartoffelfrage“, von der er sagt, daß sie „ganz klar geregelt werden müsse“.<sup>14)</sup>

Selbst das wissenschaftliche Germanenbild hat seinen Ursprung in Kreisen, die dem lebensreformerisch-zivilisationskritischen Milieu nahestehen. Es sind die Naturalismus-Theoretiker der Berliner Vorstadt- und Literatenkultur, deren Ibsen- und Björnson-Begeisterung bald auch das Interesse auf die altnordische Prosa lenkt: 1907 gibt der ebenerwähnte Arthur Bonus sein dreibändiges ‚Isländerbuch‘ heraus, und schon 1911 eröffnet Eugen Diederichs in der 25bändigen Sammlung ‚Thule‘ die große Reihe der Saga-Übersetzungen. Hatte man bisher über eddische Mythen spekuliert, so rückt jetzt der Mensch ins Blickfeld, der isländische Bauer der Sagazeit. Mitarbeiter an beiden Unternehmungen ist Andreas Heusler, seit 1894 Altnordist an der Universität Berlin. Ihm vor allem ist es zuzuschreiben, daß seither das Zeugnis der Isländersaga die Vorstellung des Germanen prägt: eines Menschen von „maßvoller, gebändigter Härte“, unpathetisch und religiös kühl bis an die Grenze des Freidenkertums. Bei aller Distanz zur Romantik teilt Heusler aller-

193, 215 (Sozialismus); E. Diederichs, *Aus meinem Leben*. Jena 1938, 62 (Bergson).

<sup>14)</sup> J. Frecot/J. Fr. Geist/D. Kerbs, *Fidus 1868–1948. Zur ästhetischen Praxis bürgerlicher Fluchtbewegungen*. München 1972, 36ff.; H. Himmler, *Geheimreden 1933 bis 1945*. Einführung von J. Fest. Frankfurt am Main/Berlin/Wien o. J., 19.

dings noch immer die romantische Vorliebe fürs Ursprüngliche und Unvermischte: Der „eigentliche“ Germane ist ihm allein der vorchristliche und der vorstaatliche.<sup>15)</sup>

Ebenso wie die deutschen Lebensreformer auf der Suche nach einer neuen Harmonie ist auch der Däne Vilhelm Grönbech, dessen großes Germanenwerk ‚Vor Folkeæt i Oldtiden‘ (‚Unser Volk in der Frühzeit‘) 1909–12 erscheint. Neben Heuslers Arbeiten übt es den nachhaltigsten Einfluß auf das Germanenbild der ersten Jahrhunderthälfte aus! Auch Grönbech stützt sich auf die isländische Saga. Während aber Heusler in ihr eine diesseitig-nüchterne, „gesunde Herrenethik“ erkennen will, glaubt Grönbech sie als Zeugnis einer religiös begründeten Lebensordnung deuten zu können – einer Lebensordnung, die beherrscht ist von ihrer Zweiteilung in „Midgard“ und „Utgard“: Midgard als das friedvolle, von freundlichen Göttern beschützte „Driinnen“, das den Menschen Ehre und Glück gewährt, solange sie im heiligen Verband ihrer Sippen leben, und Utgard als das friedlose „Draußen“, das Reich der Riesen und der „Neidinge“, der Mißbratenen und Entarteten. Attraktiv wirkt Grönbechs Midgard- und Sippen-Modell deshalb, weil es zwei zeittypischen Bedürfnissen eine Art von geschichtlicher Legitimation verschafft: dem Bedürfnis, sich abzuschließen von einer als unruhevoll und undurchschaubar empfundenen Gegenwart, einer Welt der „Neidinge“, und – in Reaktion auf den westlichen Intellektualismus – dem Bedürfnis nach einer undogmatischen, lebensgläubigen Religiosität.

Bei alledem ist – bis in die Spätzeit der Weimarer Republik hinein – von irgendwelchen politischen oder gar staatsgründerischen Fähigkeiten der Germanen kaum die Rede! Zumal die Nordschwärmer, wie sie Ludwig Roselius um sich versammelt, sind – unbewußt ihrem bürgerlichen Bildungsbegriff verhaftet – eher daran interessiert, eine rein geistige Hochkultur zu rekonstruieren, von der sie meinen, daß sie weit älter sei als die des Südens: Herman Wirth entdeckt die „Urschrift der Menschheit“ bei seinen Nordatlantikern, Wilhelm Teudt deutet die Externsteine als altgermanische Stern-

<sup>15)</sup> Zur Entstehung des wissenschaftlichen Germanenbildes *K. von See*, Das ‚Nordische‘ in der deutschen Wissenschaft des 20. Jahrhunderts, in: *Jb. f. Internationale Germanistik* 15/2, 1984, 8–38, speziell 17 ff.; zu Heuslers Germanenbild vor dem Ersten Weltkrieg: *A. Heusler*, Das Strafrecht der Isländersagas. Leipzig 1911, 28, 236 ff.

warte und spricht den Germanen eine eigenständige, von den Römern nicht beeinflusste Steinmauertechnik zu, während Otto Siegfried Reuter die Himmelskunde und Religion der Nordleute als Ausdruck eines von göttlichem Heil erfüllten, hochsittlichen Weltbildes beschreibt.<sup>16)</sup>

Mag im Roselius-Kreis dabei das autodidaktische Spekulantentum dominieren, so dringt doch dessen Gedankengut – mehr oder weniger unter Grönbechs Einfluß – spurenweise auch in die Universitätswissenschaft ein: Gustav Neckel, seit 1920 Heuslers Nachfolger auf dem Berliner Lehrstuhl, sucht auf Wirths Fährte nach dem hohen, angeblich schon bronzezeitlichen Alter der Runenschrift und nähert sich mit dem Postulat einer spezifisch germanischen Sittenreinheit den Lebensreformern und Rassehygienikern. Bernhard Kummer, seit 1930 einige Jahre Neckels Assistent, sieht in ‚Midgards Untergang‘ – so der Titel seiner mehrfach aufgelegten Dissertation von 1927 – schon alle Übel über das wikingerzeitliche Germanentum hereinbrechen, die auch die Gegenwart bedrohen: den Verfall der Sippen, den Individualismus und den Intellektualismus.<sup>17)</sup> Als geradezu makaber erweist sich in der Rückschau schließlich die Wirkung des Grönbechschen Midgard-Modells auf ein Standardwerk der Rechtsgeschichte, auf Karl von Amiras ‚Germanische Todesstrafen‘ von 1922: Der germanische Missetäter ist – in Amiras Theorie – der ‚Neiding‘, der ‚Entartete‘, und die sakrale Todesstrafe entspringt daher dem göttlichen Gebot, die ‚Reinhaltung der Rasse‘ zu wahren und den Rasseschädling ‚auszumerzen‘. Kein Wunder, daß sich Hans F. K. Günther 1934 in einem Aufsatz mit dem Titel ‚Die Rassen- und Erbgesundheitspflege der Germanen und ihr Ursprung aus der germanischen Frömmigkeit‘ ausdrücklich auf Amiras Todesstrafen-Theorie beruft.<sup>18)</sup>

<sup>16)</sup> W. Teudt, *Germanische Heiligtümer*. 4. Aufl. Jena 1936; O. S. Reuter, *Das Rätsel der Edda und der arische Urglaube*. Sontra 1921. Zu Reuter auch J. Högrefe, in: *Mannus* 28, 1936, 279 ff.

<sup>17)</sup> Zur Runenschrift G. Neckel, *Vom Germanentum*. Leipzig 1944, 434. Neckels Apologie der germanischen Sittenreinheit findet Widerspruch bei K. Reichardt, dessen Besprechung in: *Anz. f. dt. Altertum* 51, 1932, 161–170, interessant ist als eines der letzten Dokumente einer freien Diskussion des Germanenbildes vor der Machtübernahme Hitlers. Kummers ‚Midgard‘-Buch erscheint noch 1972 in 5. Auflage, besprochen von H.-J. Luthhöft, in: *skandinavistik* 3, 1973, 146–148.

<sup>18)</sup> K. von Amira, *Die germanischen Todesstrafen*. Untersuchungen zur

Im übrigen ist es gerade nicht die Grönbechsche Midgard- und Sippentheorie, die in den dreißiger Jahren zur politischen Wirkung kommt, sondern eine ganz andere: die Männerbund-Theorie, die aus der Wiener Schule Rudolf Muchs stammt. Es ist dies weniger überraschend, als es zunächst scheinen mag. Denn die Machthaber des Dritten Reichs verklären zwar die naturhaften Gemeinschaften wie Familie und Sippe, wissen aber genau, daß als Keimzelle politischer Großformen nur die willentlich-spontanen, auf Führung und Gefolgschaft basierenden Einigungen taugen – daher die vielen „männerbündischen“ Organisationen wie SA, SS, Hitlerjugend, „Leibstandarte Adolf Hitler“. Konkrete Vorbilder liefert die jüngere deutsche Geschichte – Jahns Turnerbünde, die Freikorps, die bündische Jugend –, und Nicolaus Sombart behauptet sogar, das Männerbündlerische sei das spezifisch Gemeinsame aller „deutschen Gegenkultur“.<sup>19)</sup> Nicht minder wichtig ist die theoretische Begründung, die zu Anfang der zwanziger Jahre aus drei Richtungen kommt: aus der Soziologie, aus der Erziehungswissenschaft und aus der Religionsethnologie.

Die Antithese „Gemeinschaft und Gesellschaft“, die Ferdinand Tönnies berühmt gemacht hatte, will der Soziologe Hermann Schmalenbach um ein drittes Element erweitern: ‚die soziologische Kategorie des Bundes‘, wie der Titel seines programmatischen Aufsatzes in den ‚Dioskuren‘ 1922 lautet. Während Tönnies den „Bund“ nur als Unterkategorie der naturhaften, im Unterbewußten konstituierten „Gemeinschaft“ gelten lassen wollte, betont Schmalenbach, daß der „Bund“ durch bewußte, „aktuelle Gefühls-erleb-

Rechts- und Religionsgeschichte. (Abh. der Bayer. Akad. der Wiss., Phil.-hist. Kl. 31. Bd., 3. Abh.) München 1922. Es kommt hier eher auf die prinzipielle Ähnlichkeit der Theorie Amiras mit dem Grönbechschen Modell an als auf dessen konkreten Einfluß, der übrigens auch schwer zu bestimmen ist. Denn obwohl Amira gelegentlich Grönbech zitiert (so 9 Anm. 2), reichen die Anfänge seiner Theorie schon in die Zeit vor Erscheinen des Grönbechschen Buches zurück. Zustimmend noch *U. Stutz* in: ZRG GA 43, 1923, 334–343; ferner *P. Puntchart*, K. v. Amira und sein Werk. Weimar 1932, 67 ff.; erster Widerspruch gegen die „Entartungstheorie“ schon bei *M. Pappenheim*, in: ZdtPhil. 50, 1926, 450 f., die längst fällige, nüchterne Zurückweisung dann erst bei *F. Beyerle*, in: ZRG GA 69, 1952, 426–438. – *H. F. K. Günther* verwertet Amiras Theorie in: Rasse 1, 1934, 232.

<sup>19)</sup> *N. Sombart*, Jugend in Berlin (wie Anm. 6), 24 f., 181, 187.

nisse zusammengeschweißt“ werde und daher alle naturhaften, familiären Zusammenhänge zerreiße – wie es Stefan George früher schon formuliert hatte:

„Durch die Sendung, durch den Segen  
Tauscht ihr Sippe, Stand und Namen,  
Väter, Mütter sind nicht mehr.“

Schmalenbach glaubt dazu noch eine besondere Affinität des „Bundes“ zur Religion zu finden – Religion nicht als „einsames Erlebnis“ verstanden, sondern als Ergriffensein eines Kollektivs. Und von hier ist dann der Weg nicht mehr weit zu der Erkenntnis, daß der „Bund“ eine typisch altertümliche Sozialität sei, die nun – in einer sich nach Kollektiven aller Art, nach „Brüderschaften und kultischen Gemeinden“ sehnenen Gegenwart – wieder virulent werde: „Die Barbaren brechen in geschlossenen Massen herein!“<sup>20)</sup>

Im selben Jahr 1922 veröffentlicht der schon erwähnte Ernst Kriek seine ‚Philosophie der Erziehung‘: Hier ist „Erziehung“ nicht mehr Pädagogik im herkömmlichen Sinne der Unterrichtung von Kindern, sondern lebenslange „Zucht“ zur Gemeinschaft. Die Ablehnung humanistischer und aufklärerischer Unterrichtssysteme führt auch Kriek dazu, sein Interesse den primitiven Kulturen zuzuwenden. Dort vor allem sieht er, wie von „übersteigerten, pathologischen Zuständen“ aus – er nennt Bußkrämpfe, Tanzwut, epidemische Ekstasen – ein Licht fällt auf die spontanen, triebmäßigen Kräfte der Gemeinschaftsbildung, die dann ein überlegener „Führerwille“ lenken und formen muß. Daher seien nicht aus Familienverbänden, sondern aus „Männerbünden“ – Schwurverbrüderungen und Kultgemeinschaften – alle größeren politischen Gebilde hervorgegangen. Fast gleichzeitig entdeckt schließlich noch der Indologe und Religionsethnologe Jakob Wilhelm Hauer „die Wurzel aller Religion“ im „ekstatischen Erlebnis“, das er konkretisiert findet in den Formen des Totenkultes, der Tierbesessenheit und der Maskenzüge, wie sie von den Männerbünden primitiver Kulturen praktiziert werden. Kriek wird später, wie schon gesagt, zum pro-

<sup>20)</sup> H. Schmalenbach, in: Die Dioskuren 1, 1922, 35–105, speziell 42 ff., 100 ff. Das Gedicht-Zitat in St. George, Gesamt-Ausgabe. Bd. VIII. Berlin 1928, 83, in der zweibänd. Ausgabe v. R. Boehringer. Bd. I. München/Düsseldorf 1958, 382. Vgl. auch C. David, Stefan George. München 1967, 314, 330.

minentesten NS-Pädagogen, Hauer zum Führer der „Deutschen Glaubensbewegung“, die im Sinne des Nationalsozialismus eine „arteigene Frömmigkeit“ anstrebt.<sup>21)</sup>

Aus Hauers Hauptwerk über ‚Die Religionen‘ bezieht nun die Much-Schülerin Lily Weiser 1927 die wesentlichen Kriterien ihrer Dissertation über ‚Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde‘. 1934 folgt dann – ebenfalls aus der Much-Schule stammend und stark auf Weisers Arbeit fußend – Otto Höflers Werk über ‚Kultische Geheimbünde der Germanen‘. Während noch Heusler den nüchternen, unfanatischen, beherrscht-vornehmen Islandbauern vor Augen hat und Kummer an den sippenbewußten, sittenreinen germanischen Edelmenschen glaubt, etablieren Weiser und Höfler ein völlig neues Bild: den „ekstatischen“ Menschen der frühzeitlichen, „primitiven“ Kultur, der durch ein Initiationsritual, ein „Außer-sich-Geraten“, Aufnahme in den Männerbund findet, in die bindende Gemeinschaft der Lebenden mit den Toten.

Zweifellos entspricht dieser ekstatische, kultgebundene Germane am ehesten dem Selbstverständnis der NS-„Bewegung“ und ihrem quasi-religiösen Irrationalismus. Und bezeichnenderweise kehrt man jetzt auch – wie schon das Schmalenbach-Zitat signalisiert – das „Barbarische“ wieder hervor: Es werde „der Bildung gut tun, wieder etwas ‚barbarisiert‘“ und „durch den Zustrom chaotisch ringenden Lebens aus Verkalkung und Erstarrung befreit zu werden“, schreibt 1931 der junge NS-Historiker Walter Frank in einem Zeitungsartikel, der den Titel ‚Wir Barbaren‘ trägt, wobei zu bedenken ist, daß „chaotisch ringendes Leben“ ein Versatzstück des „faustischen“ Selbstverständnisses ist, aber keinen Mangel an Konzeption bedeutet. Vielmehr scheint es, als habe Hermann Bahrs ‚Barbaren‘-Essay schon 1912 – in ironischer Formulierung – die Macht-

<sup>21)</sup> E. Krieck, Philosophie der Erziehung. Jena 1922, 17, 23, 41, 96f., 207, 241; ferner ders., Menschenformung. Grundzüge der vergleichenden Erziehungswissenschaft. Leipzig 1925, 26, 33, 40, 360. Zu Hauer von See, ‚Das Nordische‘ (wie Anm. 15), 10, 31; ferner H. Buchheim, Glaubenskrisen im Dritten Reich. Stuttgart 1953, 159, 166, 176ff., 196ff., und zuletzt K. Nowak in: Theologische Realenzyklopädie 12, 1981, 556f. Zum Männerbund A. Baeumler, Männerbund und Wissenschaft. Berlin 1934, 30ff.; W. Kunkel, in: Die deutsche Universität im Dritten Reich. Hrsg. v. H. Kuhn u. a. München 1966, 111, u. O. B. Roegele, in: ebd. 153, 158.

übernahme der neuen Barbaren vorausgeahnt: „Laßt uns nur absitzen und auspacken, wir haben alles mit, wir sind bereit!“<sup>22)</sup>

Mißverständnisse gibt es allenfalls in der bildenden Kunst, als noch im Juli 1933 der neuberufene Direktor der Berliner Nationalgalerie, Alois J. Schardt, den Versuch macht, die expressionistische Kunst als Krönung „ekstatischer germanischer Willenhaftigkeit“ zu präsentieren und eine ekstatische Formensprache von der altgermanischen Flechtbandornamentik über Reichenauer Handschriftenmalerei und Grünewald-Bilder bis hin zum modernen Expressionismus nachzuweisen. Gleichzeitig feiert der Kulturkritiker Paul Fechter – mit polemischer Spitze gegen die „liberalistisch-impressionistische Infektion“ – den Expressionismus als Rückkehr zu den „Ausdruckswerten“, als „erste Fanfare des steigenden Nationalismus“. Es bildet sich die Künstlergruppe ‚Der Norden‘, aus der eine eigene Zeitschrift hervorgeht, die sich – unter dem Titel ‚Kunst der Nation‘ – speziell dem „nordischen Expressionismus“ widmet. Alle diese Bemühungen aber bleiben Episode, weil sich hier bald schon Hitlers klassizistischer, an Schinkel orientierter Kunstgeschmack durchsetzt: Die Zeitschrift wird 1935 verboten, und zwei Jahre später werden Nolde, Barlach, Hofer und Kirchner – um ihre Hoffnungen betrogen – als „entartete“ Künstler gebrandmarkt.<sup>23)</sup>

Episode bleibt auch die Auseinandersetzung um den altgermanistischen Lehrstuhl der Universität Kiel 1934, als Bernhard Kummer versucht, Parteiinstanzen gegen Höflers „Primitivisierung“ der altgermanischen Kultur zu mobilisieren. Sigrid Hunke, eine Parteigängerin Kummers, schreibt dazu, die germanische Religion habe der „sichtbaren Formen“ und des „Kultes“ nicht bedurft; vielmehr

<sup>22)</sup> W. Frank (unter dem Pseudonym Klaus Witt), Wir Barbaren. Ein Wort über den Nationalsozialismus und den „Geist“, in: Der Angriff 5. Jg., Nr. 96 v. 6. 5. 1931, 1. Beilage; Bahr, Essays (wie Anm. 5), 139f. Vgl. auch von See, Der Germane als Barbar (wie Anm. 4), 72.

<sup>23)</sup> Zum „Expressionismus-Streit“ P. Fechter, Revision der Kunstbetrachtung, in: Deutsche Rundschau 236/237, August 1933, 100–105; P. O. Rave, Kunstdiktatur im Dritten Reich. Hamburg 1949, 34; A. Hentzen, Die Berliner National-Galerie im Bildersturm, 1971, 10ff.; M. Sauerlandt, Ausgewählte Schriften, Bd. 2. Hamburg 1974, 524ff., 581, 594f.; A. Hüneke, Der Versuch einer Ehrenrettung des Expressionismus als „deutscher Kunst“ 1933, in: Zwischen Widerstand und Anpassung. Hrsg. v. B. Volkmann. Berlin 1980, 51–53; R. Merker, Die bildenden Künste im Nationalsozialismus. Köln 1983, 132ff., 156ff.

habe sich – nach dem angeblichen Zeugnis der Isländersaga – das Göttliche „in der gesamten Lebenswirklichkeit selbst“ offenbart und „Haus und Herd, Ehe und Sippe, Scholle, Heimat und Volksgemeinschaft“ geheiligt. Es äußert sich hier in der Abneigung gegen die These von den Männerbünden mit ihren Initiationsriten, Maskenzügen und Tiervermummungen zugleich auch die Abneigung einer norddeutsch-protestantischen Mentalität gegen den kult- und liturgiefreudigen Katholizismus des Südens. Nicht zuletzt deshalb findet Kummer anfangs noch die Unterstützung Alfred Rosenbergs, des „Chefideologen“ der NSDAP, der befangen bleibt im antiwelschen, antiklerikalen Affekt des Kulturkampfes und vollends ins Abseits gerät, als er Karl den Großen, die größte politische Figur des Frühmittelalters, zum „Sachsenschlächter“ und „Römling“ machen und damit den Franzosen überlassen will. Die mächtigste männerbündische Organisation des Dritten Reichs, die SS, fördert währenddessen – in ihrem Forschungsinstitut „Ahnenerbe“ – die Höflersche Männerbund-Theorie. Das Interesse für Politik rückt jetzt mehr und mehr in den Vordergrund. Auf der Salzburger SS-Tagung 1939 hält Herbert Jankuhn einen Vortrag über ‚Die politischen Kräfte des Germanentums‘, und Höflers wesentliche Leistung ist es, in den ekstatischen Männerbünden etwas realisiert zu sehen, was weder Heusler noch Kummer den Germanen zusprechen würden: „die eigenste Begabung der nordischen Rasse, ihre staatenbildende Kraft“<sup>24)</sup>

Wie das „ekstatische“ Germanenbild mit der „staatenbildenden Kraft“ der Germanen auf einen Nenner zu bringen ist und wie sich die NS-Kulturpolitik dann doch bemüht, das „Ekstatische“ – nach getaner Schuldigkeit – zugunsten des Politisch-Pragmatischen zurückzudrängen, das zeigt sich am Schicksal eines seinerzeit viel diskutierten Buches: Christoph Stedings ‚Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur‘. Der Verfasser, ein Freund Otto Höflers, stirbt bereits vor Erscheinen des Buches, dessen Überarbeitung daraufhin Walter Frank übernimmt und in der Schriftenreihe seines ‚Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands‘ 1938 her-

<sup>24)</sup> S. Hunke, Die Germanen religionslos?, in: Nordische Rundschau v. 21. Januar 1935; O. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen. Frankfurt am Main 1934, VIII.

ausbringt.<sup>25)</sup> Stedings These, wenngleich mit monströser Redseligkeit dargeboten, ist rasch referiert: Die germanischen „Anrainer“ der Deutschen – die Schweizer, Holländer und Skandinavier – haben sich in ein kontemplativ-unpolitisches Dasein zurückgezogen, pflegen ihr Volkstum mit Volksliedern, Butterbrot, Tivoli, Demokratie und Bauerntum, bringen daher auch keine eigentlich politischen Historiker hervor, sondern nur Kulturhistoriker wie Burckhardt, Huizinga und Troels Lund, während allein das deutsche Volk in einem „aus der Reichsleidenschaft entspringenden Instinktausbruch“ zur politischen Tat gelangt. „Selbst der unbestimmte Gemeinschafts- und Kameradschaftsrausch“ werde in dieser Situation „staatsbildend“, heißt es ausdrücklich, „und die Gemeinschaft stiftenden Kündler werden ... gezwungen, staatsmännische Handlungen zu begehen und vom Demagogen, der in dem Brei des Volkes herumrührt und es zu wilden Wellenbergen aufpeitscht, sich in einen Staatsmann zu verwandeln.“ – „Soll das auf Hitler gehen?“ fragt Frank etwas irritiert am Rande des Manuskripts und streicht die Passage.<sup>26)</sup> Offenbar wird hier ein an sich richtig erkannter Sachverhalt allzu unverblümt formuliert.

Überhaupt vollzieht sich – bei allem Durcheinander der Partei- und Staatsinstanzen – die Umstrukturierung der NS-Ideologie nach realpolitischen Gesichtspunkten ziemlich rasch und konsequent: 1936 wird mit den Olympischen Spielen in Berlin der ganzheitliche, Leib und Seele erfassende Gedanke des deutschen Turnens – „Laßt die deutsche Seele turnen!“ – dem angloamerikanischen, „individualistisch-demokratischen“ Gedanken des Leistungssports geopfert, wie zuvor schon der Jahn-Jünger Edmund Neuendorff zugunsten des „Reichssportführers“ v. Tschammer und Osten ausgebootet worden war.<sup>27)</sup> Deutschtümelnde Sprachpuristen finden keines-

<sup>25)</sup> Chr. Steding, *Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur*. Hamburg 1938, darin die Einleitung W. Franks, XIII–XLVIII, im Haupttext bes. 34 ff., 43 f. (Grundtvig), 689 ff. (Troels Lund), 698 (Grönbech), 700 f. (Huizinga). Vgl. auch die Rezension des Germanisten H. Pongs, in: *Dichtung und Volkstum* (Euphorion) 41, 1941, 369–384.

<sup>26)</sup> Unveröffentlichte Teile des Manuskripts zitiert H. Heiber, *Walter Frank und sein Reichsinstitut für die Geschichte des neuen Deutschlands*. Stuttgart 1966, 519 ff.

<sup>27)</sup> Gegen den „olympischen Gedanken“ polemisiert noch G. Haller, in: *Nationalsozialistische Monatshefte* 3, 1932, 385–396, ferner E. Neuendorff, in: *Schar* 1933/2, 29 f., über die junge Generation, die es ablehne, „mit Negern und Farbigen aller Schattierungen um die Wette zu laufen“.

wegs die Gegenliebe, die sie erwarten: Vergeblich fordern sie, „Propaganda“ durch „Werbe“ zu ersetzen, und vergeblich weisen sie darauf hin, daß „Garant“ – ein Lieblingswort des Führers: die Hitler-Jungen als „Garanten der Zukunft“ – von Berufsschülern als „Auswanderer“ mißverstanden worden sei. 1935 werden vom Reichspropagandaministerium sogar Wörter wie „Lenzing“ und „Thing“ verboten, weil der Nationalsozialismus es nicht nötig habe, „überholte und tote Begriffe aus grauer Vorzeit wieder heranzuholen, die in keiner Weise den harten, politischen Kampf der Gegenwart unterstützen können.“<sup>28)</sup> 1937 wird endgültig auch der „Expressionismus-Streit“ durch die Münchener Ausstellung „Entartete Kunst“ liquidiert. Und schon auf dem Nürnberger Reichsparteitag 1936 kann Hitler den politikfernen Germanenschwärmern insgesamt die kalte Schulter zeigen. Der Nationalsozialismus dürfe nicht „mit undefinierbaren nordischen Phrasen“ verwechselt werden, heißt es hier in einer Führerrede, und – mit besonderem Blick auf den Roselius-Kreis –: „Der Nationalsozialismus lehnt diese Art von Böttcherstraßen-Kultur schärfstens ab.“<sup>29)</sup>

<sup>28)</sup> Muttersprache 48, 1933, Sp. 400, ebd. 49, 1934, Sp. 14f.; C. Berning, Die Sprache des Nationalsozialismus, in: Zs. f. deutsche Wortforschung 18, 1962, 160–172, Zit. 167; P. von Polenz, Sprachpurismus und Nationalsozialismus, in: Nationalismus in Germanistik und Dichtung. Dokumentation des Germanistentages in München 1966. Berlin 1967, 79–112; K. von See, Politisch-soziale Interessen in der Sprachgeschichtsforschung des 19. und 20. Jh.s, in: Sprachgeschichte. Ein Handbuch. Hrsg. v. W. Besch u.a., 1. Halbbd. Berlin/New York 1984, 242–257.

<sup>29)</sup> Das Führerzitat vom 24. September 1936 im Bundesarchiv Koblenz, NS 21/vorl. 302, nach U. Hunger, Die Runenkunde im Dritten Reich. Frankfurt am Main 1984, 201.